



Durchbruch

Nach vielen Jahren mit teils heftigen Auseinandersetzungen zwischen den Naturschutz- und den Nutzerverbänden teilten die vier nationalen Verbände *JagdSchweiz*, *Pro Natura*, *Schweizerischer Schafzuchtverband* und *WWF Schweiz* am 8. Mai mit, dass sie sich in der Grossraubtierpolitik zu einer lösungsorientierten Zusammenarbeit verpflichtet hätten. Unter der Leitung des Bundesamtes für Umwelt und in Begleitung des Bundesamtes für Landwirtschaft und der KORA haben sie sich auf gemeinsame Grundsätze, Ziele und Handlungsfelder geeinigt (siehe Artikel auf Seite 18).

fauna•vs fordert seit vielen Jahren eine sachliche Diskussion über die Grossraubtiere und ist froh, dass jetzt auch die erwähnten nationalen Verbände zu dieser Einsicht gelangen. Damit haben sie Grösse gezeigt und einen entscheidenden Schritt in die richtige Richtung gemacht. Wichtig dabei ist, dass die Diskussionen und die zu ergreifenden Massnahmen auf wissenschaftlichen Erkenntnissen basieren. Wo solche Daten zu den Grossraubtieren fehlen, müssen diese beschaffen werden.

Dennoch wäre es blauäugig zu glauben, dass nun alle Probleme vom Tisch wären. Eine wichtige Frage bleibt. Werden die regionalen Organisationen den nationalen Dachverbänden Folge leisten und das Grundsatzpapier mittragen? Die betroffenen Walliser Vereine und Verbände sind gefordert. Sie und ihre Mitglieder können das, was ihre Dachverbände hart erarbeitet haben, zu einem guten Ende führen. Bleibt zu hoffen, dass auch die zuständigen Dienststellen und Politiker die Zeichen der Zeit erkennen und die Organisationen dabei unterstützen.

Brigitte Wolf, Präsidentin von fauna•vs

Inhalt:

- *Die Flusskrebse im Kanton Wallis*, S. 2
- *Rückkehr des Fischotters in der Schweiz?* S. 4–7
- *Faktor Wolf*, S. 8
- *Die Gelbbauchunke: eine Art im Rückgang*, S. 10
- *Dem Geheimnis des Kleinvogelzugs auf der Spur*, S. 12
- *Prix fauna•vs 2012 zugunsten der Flusskrebse*, S. 14
- *Andenken an Jean-Marc Pillet*, S. 15
- *Die Heidelerche mag Bodenvegetation mit Lücken*, S. 16
- *Gemeinsame Grossraubtierpolitik der Verbände*, S. 18

Flusskrebse als gute Indikatoren für naturnahe Gewässer

Krebse sind wenig bekannte Bewohner unserer Gewässer, von denen kaum jemand spricht. Dabei verdienen sie sehr wohl unsere Beachtung; denn sie kommen nur in naturnahen und sauberen Bächen, Flüssen, Teichen und Seen vor und sind deshalb ein hervorragender Indikator für ökologisch intakte Gewässer.

Unsere Krebse gehören zur Gruppe der Crustacea (Krebstiere) und zur Ordnung der Dekapoda (Zehnfusskrebse mit fünf Beinpaaren, wobei das vorderste und grösste Beinpaar zu kräftigen Scheren umgebildet ist). Die Süsswasserkrebse erschienen vor 50 Millionen Jahren in der Mandschurei (China) und besiedelten anschliessend Europa. Heute sind unsere «einheimischen» Krebse selten geworden, einige sind sogar vom Aussterben bedroht – im Wallis wie auch in der übrigen Schweiz. Die lokalen Krebse werden von ihren amerikanischen Verwandten verdrängt.

Drei Arten in der Schweiz

In der Schweiz werden drei Arten zu den «einheimischen» Krebsen gezählt, wobei der Edelkrebs wahrscheinlich im Mittelalter bei uns eingeführt wurde:

- 1) Dohlenkrebs
(*Austropotamobius pallipes*),
- 2) Edelkrebs oder Europäischer Krebs
(*Astacus astacus*),
- 3) Steinkrebs
(*Austropotamobius torrentium*).

Der **Dohlenkrebs**, den man an der weissen Unterseite der Scheren erkennt, war

einst die einzige einheimische Krebsart im Wallis. Bis in die 1980er-Jahren fingen die Walliser Krebsfischer nur diese Art. Heute ist der Dohlenkrebs an zahlreichen Orten verschwunden.

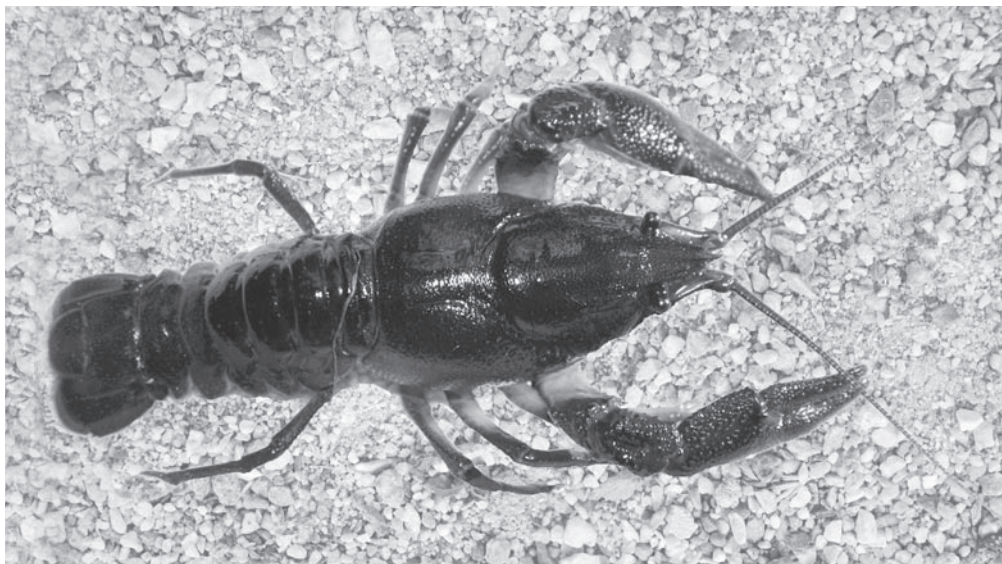
Der **Edelkrebs**, erkenntlich an den roten Scherenunterseiten, kommt ursprünglich aus Nordosteuropa. Im Kanton Waadt wurde er wahrscheinlich bereits im Mittelalter von Fischern ausgesetzt. Der Edelkrebs hatte sich danach im Lac de Bret in grosser Zahl etabliert und zählt heute zu den einheimischen Krebsarten. Auch im Wallis wird er als einheimische Art betrachtet. In einigen Unterwalliser Weihern finden sich noch Edelkrebspopulationen.

Der **Steinkrebs** lebt einzig im Einzugsgebiet des Rheins in der Nordostschweiz und kommt im Wallis nicht vor.

Tödliche Krebspest

Im Wallis lebt eine weitere, nicht einheimische Krebsart. Der Galizierkrebs (*Astacus leptodactylus*) stammt ursprünglich aus der Türkei und Osteuropa und wurde in unserem Kanton in den 1970er-Jahren «wild» in einigen Weihern eingesetzt. Der Galizierkrebs ist Träger der Krebspest (Aphanomykose), und

Der Dohlenkrebs ist die häufigste Krebsart im Wallis. Leider besteht aber die Gefahr, dass er immer mehr vom gebietsfremden Signalkrebs verdrängt wird.





Der Laldnerkanal, ein wichtiger Lebensraum des Dohlenkrebses im Oberwallis, wurde im Jahr 2010 renaturiert.

erkrankt auch selbst an dieser Pilzkrankheit: Die Vernichtung der Population von Galizierkrebsen im Gerundensee in Siders ist der traurige Beweis dafür.

Die amerikanischen Krebse hingegen sind immun gegen die Krebspest. Als Träger des Pilzes *Aphanomyces astaci* können sie die Krankheit aber auf andere Arten übertragen und sind so für die Verbreitung dieser für die einheimischen Arten tödliche Krankheit verantwortlich. Eine nicht immune Population kann innerhalb von wenigen Wochen zerstört werden (wie z.B. im Lac de Bret oder im Gerundensee geschehen). Die Krebspest kann auch durch Taucher oder Fischer verbreitet werden, wenn sie Kleider und Material nach Gebrauch in einem infizierten Gewässer nicht desinfizieren.

Eingeführte Krebsarten

In der Schweiz finden sich drei amerikanische Krebsarten. Der Kamberkrebs (*Orconectes limosus*) ist im Genfersee stark verbreitet. Im Wallis breitet sich die Art mehr und mehr aus. Der Signalkrebs (*Pacifastacus leniusculus*) tauchte im Wallis Ende der 1980er-Jahre auf. Diese sehr aggressive Art besiedelt inzwischen mehrere Gewässer im Wallis. Der Rote Sumpfkrebs (*Procambarus clarkii*) scheint noch nicht bis ins Wallis vorge drungen zu sein. Er wurde in verschiedenen Weihern in den Kantonen Aargau und Zürich nachgewiesen.

Gründe für den Rückgang

Für den dramatischen Rückgang der einheimischen Walliser Krebspopulationen sind vor allem folgende Faktoren verantwortlich:

- Verschmutzung und ökologische Verarmung der Gewässerbiotope,
- Eintrag von Phosphaten und Pestiziden aus der Landwirtschaft in die Gewässer,
- unnatürliches Gewässerregime und Austrocknung von Fliessgewässern aufgrund der Wasserkraftnutzung,
- immer mehr Gewässer, welche exotische Arten beherbergen,
- Eindohlung und Verbauung von Kanälen in der Rhoneebene,
- Konkurrenz durch eingeschleppte, nicht einheimische Arten,
- Ausbreitung der Krebspest.

Biologen, Institutionen, Naturschützer, Naturzeitschriften usw. sind aufgerufen, immer wieder von den Flusskrebsen zu sprechen und auf diese unbekannten Tiere aufmerksam zu machen, um sie vor dem Verschwinden zu retten!

Alain Vielle, Preisträger
des Prix fauna•vs 2012
(siehe auch Seite 14)

Haben Sie Interesse
oder Fragen zu den
Walliser Krebsen?
Melden Sie sich bei
Alain Vielle
Chemin des Epalins 3
1926 Fully
Tel. 027 746 13 36

Aktionsplan Flusskrebse Schweiz

2011 hat das Bundesamt für Umwelt den «Aktionsplan Flusskrebse Schweiz» publiziert. Er gibt einen Überblick über die aktuelle Situation der drei einheimischen Krebsarten *Astacus astacus*, *Austropotamobius pallipes* und *Austropotamobius torrentium* in der Schweiz. Neben Förderungs- und Schutzmassnahmen für die einheimischen Arten werden Bekämpfungsmassnahmen gegen die Ausbreitung von nicht einheimischen Krebsarten vorgeschlagen.

Die Publikation ist erhältlich unter: www.bafu.admin.ch/publikationen/publikation/01600/index.html?lang=de

Rückkehr des Fischotters in der Schweiz: Utopie oder Realität?

Einst bewohnte die ans Wasserleben angepasste Marderart auch die Walliser Fliessgewässer. Doch schon vor Jahrzehnten ist der Fischotter aus unseren Gewässern verschwunden. Da stellt sich die Frage, ob er heute noch geeignete Lebensräume vorfinden würde. Wäre es aus politischer, ökologischer, ökonomischer und soziokultureller Sicht überhaupt möglich, dass der Fischotter in der Schweiz wieder einen Platz finden würde? Diese Fragen haben sich Carmen Cianfrani und Sofia Mateus gestellt und sie beantworten sie für fauna•vs.

Verschiedene Faktoren waren für das Verschwinden des Fischotters (*Lutra lutra*) bei uns verantwortlich. Neben der (legalen) Überbejagung im letzten Jahrhundert haben sich seine natürlichen Lebensräume zusehends in einer Art verändert, die sich auf sein Überleben nachteilig auswirkten. Stichworte dazu sind: Fehlentwicklungen in der Raumplanung, Eindohlung von Bächen, Bau von Wasserkraftwerken, Verschmutzung von Fliessgewässern, Verschlechterung bei der Nahrungsgrundlage...

Symbolart für den Umweltschutz

Heute ist die Rückkehr des Fischotters für viele Menschen (Studenten, Forscher, Naturschützer, Politiker...) von grosser Bedeutung. Während sich die grossen Debatten um die Gesundheit unseres Planeten drehen, führt uns das Verschwinden des Fischotters die Verarmung unserer unmittelbaren Umwelt drastisch vor Augen. Sein «sympathisches» Aussehen macht ihn beliebt und weckt Betroffenheit. Man sieht den Fischotter als Opfer des ökologischen Desasters, das durch die menschlichen Aktivitäten entstanden ist. Seine Rolle als Schirmart der aquatischen Ökosysteme lassen ihn zur Symbolart werden, deren Rückkehr in die Schweiz einen grossen Fortschritt für den Umweltschutz bedeuten würde.

Doch für die Wiederansiedlung von langfristig überlebensfähigen Populationen, ist es entscheidend, zunächst zu evaluieren, welches Potenzial für den Fischotter in der Schweiz heute besteht. Seine Rückkehr wird zum Beispiel von den Berufsfischern als Konkurrenz empfunden. Dies erscheint insofern paradox, weil sich der Fischotter nur in ökologisch intakten Gewässern mit einem gesunden Fischbestand ansiedelt. Auch die Hobbyfischer sehen im Fischotter einen direkten Konkurrenten und die Fischzuchtbetreiber haben Angst um ihre Fischbrut. Das heisst, dass es nicht ohne

Kompromisse gehen wird. Zudem müssten die Lebensraumbedingungen für den Fischotter verbessert werden (Revitalisierung der Fliessgewässer, Elimination von Wanderhindernissen, Populationsmanagement...).

Habitatsmodelle und Umfrage

Aus diesen Überlegungen heraus wurden in einem Projekt in zwei Etappen die beiden Dimensionen «Umwelt» und «Sozioökonomie» untersucht. Die erste Phase hatte zum Ziel, Modelle zu entwickeln, mit welchen die Qualität eines Habitats und damit potenzielle Verbreitungskarten und natürliche Ausbreitungswege vorhergesagt werden können. Diese Vorgehensweise erlaubt es, geeignete Lebensräume, Ausbreitungswege sowie kritische Gebiete mit für den Fischotter schädlichen Umweltfaktoren zu identifizieren.

In einer zweiten Phase wurde eine nationale Umfrage durchgeführt. Befragt wurden Leute, welche von einem Zusammenleben mit dem Fischotter direkt oder indirekt betroffenen wären. Die Resultate erlauben eine erste Einschätzung der Wahrnehmung gegenüber dem Fischotter in der Schweiz und einer allfälligen Rückkehr. Am «Runden Tisch» wurden die zu erwartenden Konflikte und verschiedenen Meinungen zur Sprache gebracht. An diesem Gespräch teilgenommen haben Verantwortliche und Betroffene von Bund, Kantonen, Fischereiverbänden und Umweltorganisationen wie die Stiftung pro lutra, Aqua Nostra und WWF Schweiz.

Die Habitatsmodelle zeigen, dass 21 Prozent der evaluierten Gebiete geeignete Fischotterhabitate wären und dass diese auch miteinander verbunden sind. Renaturierungsmassnahmen im Bereich der Gewässerufer sind jedoch fundamental wichtig, um die Verbindung zu den an die Gewässer angrenzenden Lebensräumen wiederherzustellen.





Die schweizerische Landschaft ist heute dominiert von menschlichen Aktivitäten. Eine Wiederbesiedlung durch den Fischotter könnte allenfalls von Hochsavoyen her stattfinden. Ein Problem für den Fischotter wären aber die verarmten Fischbestände unserer Flüsse. Auch die Polychlorierten Biphenyle (PCB), welche verbreitet in unseren Fliessgewässern vorkommen, könnten die Chancen auf ein Überleben des Fischotters stark mindern. Die meisten unserer Fische weisen Konzentrationen von PCB auf, welche die Toleranzschwelle überschreiten.

Zwei Bedingungen für Rückkehr

Während der PCB-Einfluss noch unklar ist, war sich die Arbeitsgruppe des «Runden Tisches» einig, dass der Fischotter bei einer Ausbreitung vor allem fischreiche Habitate wählen würde und dass die Biodiversität im Allgemeinen weniger wichtig wäre. Der Fischreichtum wurde als wichtigsten Faktor für den Fischotter erkannt. Die Fischer befürchten deshalb Einbussen beim Fischfang und betrachten den Fischotter, der pro Tag zwischen einem halben und einem Kilo Fisch benötigt, als zusätzlichen Konkurrenten. Für eine «Versöhnung» mit dem Fischotter wäre ein gutes Management erforderlich. Zwei Bedingungen müssten erfüllt sein, damit alle mit einer Rückkehr des Fischotters einverstanden wären: Die Fliessgewässer müssten revitalisiert werden und der Fischotter müsste auf natürlichem Weg zurückkommen. Angesichts des Rückgangs der Fischbestände in der Schweiz, ist eine aktive Wiederansiedlung nicht erwünscht, auch weil eine solche die laufenden Programme zur Rettung seltener Fischarten gefährden würde. Zudem sind die PCB-Konzentrationen und der aktuelle Zustand unserer Fliessgewässer mittelfristig nicht förderlich für den Aufbau einer Fischotterpopulation.

Auch wenn die Umfrage zeigt, dass der Fischotter in der Bevölkerung viel Sympathie genießt und seine Rückkehr als Zeichen für gesunde Fliessgewässer wahrgenommen wird, muss die Akzeptanz der Schweizer Öffentlichkeit für ein mögliches Zusammenleben mit dem Fischotter zuerst bestätigt werden. Die Organisationen, welche sich für die Rückkehr des Fischotters einsetzen, einigten sich darauf, für die Revitalisierung der Fliessgewässer und für die Verbesserung der Lebensräume für den Fischotter zu lobbyieren, sobald finanzielle Mittel vorhanden und die Rahmenbedingungen günstig sind.

Zeit noch nicht reif

Noch scheint die Zeit für eine Rückkehr des Fischotters in der Schweiz nicht reif zu sein. Wir zeigen Verständnis dafür, dass eine aktive Aussetzung nicht erwünscht ist. Dennoch ist es erfreulich zu sehen, dass der Fischotter auf ein echtes Interesse stösst und dass eine allfällige Rückkehr des Fischotters von allen Beteiligten als Belohnung für die Anstrengungen zur Renaturierung von Fliessgewässern gesehen würde.

Carmen Cianfrani und Sofia Mateus

fauna • vs bedankt sich für die freundliche Unterstützung!

Mit Unterstützung der



Kehrt der Fischotter zurück?

Nach dem drastischen Rückgang der Fischotterpopulationen in ganz Europa in den letzten beiden Jahrhunderten kann eine leichte Erholung der Bestände beobachtet werden. Der Artikel informiert über die aktuelle Verbreitung des Fischotters in Europa und berichtet über die jüngsten Fischotter-Beobachtungen in der Schweiz. Kehrt der Fischotter bald in die Walliser Gewässer zurück?

Der Fischotter (*Lutra lutra*) war bis Ende des 19. Jahrhunderts in ganz Europa heimisch. In der Schweiz besiedelte der Fischotter praktisch alle Flüsse und Seen des Mittellandes. Aufgrund seines sehr begehrten Pelzes wurde der Fischotter jedoch stark bejagt, insbesondere mit Fallen. Für gefangene Tiere gab es oft eine Belohnung. So nahm der Rückgang des Fischotters in vielen europäischen Ländern ab Anfang des 20. Jahrhunderts seinen Anfang. Fischer begegneten dem Fischotter mit Misstrauen, weil er «ihre» Fische frass. Zum Verlust an geeigneten Lebensräumen und zur Begradigung der Flüsse kam die Verschmutzung der Gewässer hinzu, was das Aussterben der Fischotterpopulationen in Mitteleuropa beschleunigte.

Die Schweiz bildete dabei keine Ausnahme. Während Ende des 19. Jahrhunderts die Fischotterpopulation noch ungefähr 1000 Individuen zählte, lebten 1975 noch höchstens 15 Tiere in der Schweiz, obwohl der Fischotter 1952 unter Schutz gestellt wurde. Der Rückgang setzte sich fort und der letzte Nachweis eines Fischotters in der Schweiz wurde 1989 am Südufer des Neuenburgersees gemacht.

Aktuelle Situation

Bevor sich die ökologischen Bedingungen nicht verbessern, macht ein Projekt für eine Wiederansiedlung wenig Sinn, auch wenn

die Stiftung pro lutra aktuell über diese Frage nachdenkt (siehe Box). In Europa ist der Fischotter heute noch in Gebieten der skandinavischen Länder präsent. In Osteuropa lebt er in unterschiedlicher Häufigkeit auf dem Balkan inklusive Griechenland. Im Westen gibt es noch starke Populationen in Schottland und in Irland. Der Süden Englands wird langsam wieder besiedelt. In Portugal und im Osten Spaniens ist der Fischotter recht gut verbreitet. In Italien finden sich nur kleine, zerstreute Populationen, während der Fischotter in Frankreich vor allem im Westen des Landes, von der Bretagne bis Aquitanien, sowie im Zentralmassiv vorkommt.

Seit rund einem Jahrzehnt scheint der Rückgang in mehreren Regionen Europas gestoppt zu sein und einige Populationen erfahren sogar eine leichte Ausbreitung. Die Unterschutzstellung in praktisch allen Ländern, die leicht verbesserte Wasserqualität in einigen Regionen sowie punktuelle, hin und wieder erfolgreiche Ansiedlungen scheinen die Gründe für die zaghafte Verbesserung der Situation zu sein. Der Weg ist aber noch lang. Das Polychlorierte Biphenyle (PCB) in vielen Fliessgewässern, die oftmals prekäre Nahrungsgrundlage, die verbauten Flüsse sowie die Gefahren, die von den Strassen ausgehen, sind limitierende Faktoren. Zudem haben viele Menschen noch nicht verstanden, dass die Präsenz des Fisch-



Ein Kotbällchen, das nur einige hundert Meter von der Walliser Grenze entfernt gefunden wurden.



Im Dezember 2011 und im Januar 2012 setzte ein Fischotter seine Füsse auf Walliser Boden.

otters ein Zeichen für gesunde und damit fischreiche Fliessgewässer ist. Die direkten Bedrohungen für den Fischotter sind deshalb – trotz gesetzlichen Schutzbestimmungen – noch nicht ganz verschwunden.

Zur Biologie

Der Fischotter ist ein grosser, territorialer Marder (Familie der Mustelidae). Er ist angewiesen auf fischreiche Fliessgewässer, die ihm genügend Nahrung liefern. Er ernährt sich hauptsächlich von Fischen, frisst aber auch Krebse und Amphibien und, wenn es sich ergibt, auch kleine Nager und Vögel. Der Fischotter gräbt seine Höhle in eine Gewässerböschung zwischen Baumwurzeln.

Wie nah an unseren Landesgrenzen ist der Fischotter?

Im Osten unseres Landes, in Österreich, wird der Fischotter nur sehr sporadisch nachgewiesen. Dennoch wurde im Winter 2009/2010 am Rhein, bei der Staumauer Reichenau in Domat/Ems, von einer automatischen Kamera des Amtes für Jagd- und Fischerei Graubünden ein Fischotter gefilmt. Im Kanton Bern scheint dasjenige Fischotterpaar, das bei einem grossen Hochwasser aus einem Tierpark entflohen war, immer noch an der Aare zu leben. In Italien gibt es im Piemont nahe des Tessins eine kleine Population von Fischottern. Im Nordwesten haben sich im Elsass einige Tiere breit gemacht. In Frankreich befindet sich die Fischotterpopulation in Ausbreitung, vor allem vom Zentralmassiv Richtung Osten. Die beiden an die Schweiz angrenzende Departemente Ain und Hochsavoyen werden – so scheint es – von einigen Fischottern bewohnt. In Hochsavoyen hat sich ein Fischotter im März und April 2006 weniger als fünf Kilometer vom Genfersee entfernt aufgehalten.

Der Nachweis von Fischottern ist keine einfache Sache. Die Tiere sind v.a. nachtaktiv und leben sich sehr heimlich. Man muss vielmehr die Indizien seiner Anwesenheit untersuchen, vor allem die Losung, kleine ölig riechende Kotballen, welche zur Markierung des Territoriums abgesetzt werden. Die Losung kann auch einer viskösen Masse gleichen, die an erhöhten Stellen, wie zum Beispiel auf einem grossen Stein, platziert wird. Vor allem im Winter kann man auch auf Spurensuche im Schnee gehen.

Bald Rückkehr in die Schweiz?

Neben den Nachweisen in Graubünden und Bern sowie den erwähnten Beobachtungen von 2006, hat sich im Frühling 2011 ein

Stiftung pro lutra

Die Stiftung pro lutra setzt sich für den Fischotter in der Schweiz ein. Ziele der Stiftung:

- Die Situation für den Fischotter in der Schweiz neu ermitteln.
- Interessierte Institutionen und Personen für das Anliegen gewinnen.
- Wissenschaftlich abzuklären, ob und wie sich die Lebensraumbedingungen für den Fischotter in unserem Land verändert haben.
- Aufgrund des aktuellsten Wissenstandes prüfen, wie und wo Massnahmen ergriffen werden können, um eine Rückkehr des Fischotters zu ermöglichen.

www.prolutra.ch

Fischotter von Westen her der Schweiz genähert. Im Herbst wurde ein Kotballen nur einige hundert Meter von der Walliser Grenze entfernt entdeckt (Foto 1). Im Dezember hat ein Fischotter sogar einen Ausflug auf Walliser Boden gemacht (Fotos 2 und 3). Im Januar 2012 hat er seinen Besuch wiederholt! Sind dies die ersten Vorboten für eine dauerhafte Besiedlung unseres Landes? Hoffen wir es! Eine Überwachung der potenziellen Fischotterlebensräume wird uns eine Antwort auf diese Frage geben.

Damit dieser Wunsch jedoch in Erfüllung gehen kann, ist die Revitalisierung der Fliessgewässer unabdingbar. Angesichts der aktuellen Ausbreitungsdynamik in Frankreich könnte es bei verbesserten Lebensraumbedingungen aber durchaus sein, dass der Fischotter bei uns geeignete Biotope nach seinem Gusto findet. Lassen wir uns überraschen und bereiten wir dem Fischotter einen herzlichen Empfang!

Ein Mitglied von fauna•vs

Literatur

- Bouchardy C. (1986): *La loutre; Sang de la terre, Paris; 174 p.*
- CORA Faune Sauvage, Réseau Loutre (2010): *Diverse Artikel (online)*
- Etienne P. (2005): *La loutre d'Europe: Delachaux et Niestlé, Paris; 192 p.*
- Jacquett F. (2007): *Etude de faisabilité du retour de la Loutre d'Europe (Lutra lutra) en Haute-Savoie. Thèse de Doctorat, Fac. Médecine de Créteil; 163 p.*
- KORA & Weber J.-M. (2004): *Vers un retour naturel de la loutre en Suisse? WWF Suisse, 11 p.*
- OFEFP (1990): *La fin de la Loutre en Suisse, Rapport final du Groupe Loutre Suisse, 1984-1990; Cahier de l'environnement N° 128; 101 p.*
- Perrot J. (2000): *La loutre, un rêve? La Salamandre N° 140, Neuchâtel, pp. 21-45*

Faktor Wolf?

An der Delegiertenversammlung des Walliser Jagdverbandes soll der Präsident, Patrice Lavanchy, laut einem Bericht im Nouvelliste vom 12. April 2012 gesagt haben: «Im Goms, wo zurzeit vier Wölfe leben, wurde der Grossteil der Hirsche von Oberwalliser Jägern zur Strecke gebracht. Es gibt dort so viele Hirsche, weil sie von den Wölfen aus den Banngeländen herausgetrieben wurden. Vielleicht sind dadurch auch einige Tiere erlegt worden, die für die Fortpflanzung eine wichtige Rolle gespielt hätten. Wir schießen also unter Umständen Tiere, welche wir schonen wollten. Dieses Phänomen ist sehr beunruhigend.» Diese völlig spekulative Aussage, die jeglicher objektiven Grundlage entbehrt, führt uns zu folgenden Überlegungen.

Erstens: können vier Wölfe ganze Banngelände von Hirschen entleeren und wenn ja, wie?

Man weiss, dass Beutetiere Verhaltens- und Gewohnheitsänderungen zeigen, wenn ein seit langem abwesendes Raubtier wieder in einer Gegend auftaucht. Aber daraus zu folgern, dass vier Wölfe ganze Banngelände entleeren könnten, und das ohne Fakten, ist ein starkes Stück! Aber versuchen wir doch, objektiv zu bleiben. Über welche Zeitperiode hat man vier Wölfe festgestellt, über Wochen, Monate oder Jahre? Denn es ist ja bekannt, dass Wölfe in kurzer Zeit grosse Distanzen zurücklegen können.

Noch nie zuvor wurden im Goms so viele Hirsche geschossen wie auf der Jagd im Herbst 2011.



Brigitte Wolf

Darum die nächste Frage: Handelt es sich bei den vier Wölfen um die Summe aller Tiere, die in den letzten Jahren durch das Goms strichen oder sind ständig vier Wölfe im Goms ansässig? Die einzige Methode, die beobachteten Tiere sauber voneinander zu trennen sind genetische Analysen. Liegen solche vor? Wenn dies nicht der Fall ist, ist die Zahl von vier Wölfen nichts weiter als pure Spekulation.

Weiter wäre es sehr wichtig, zu wissen, ob es sich bei den Wölfen im Goms um Einzeltiere oder um eine Meute handelt. Der Leser des Nouvelliste bleibt ohne Antworten auf all diese Fragen. Besonders die Frage nach der Meutenbildung ist entscheidend, denn ein Einzelwolf ist bekanntlich nicht in der Lage, einen gesunden Hirsch zu reissen. Wohl aber wird er kranke, verletzte oder junge Hirsche angreifen. Entweder also wird uns die Existenz einer Wolfsmeute im Goms verschwiegen oder dann ist Herr Lavanchy ein Geschichtenerzähler.

Zweitens: Gibt es andere Faktoren, welche zur Entleerung der Banngelände führen könnten?

Bekanntlich kann eine Korrelation (eine Beziehung zwischen zwei Faktoren) nicht als Beweis dafür herhalten, dass ein Faktor den anderen kausal beeinflusst. Man kann sich also mit Fug und Recht fragen, ob wirklich die Wölfe (unter der Annahme der Existenz einer Meute) für die Entleerung der Banngelände verantwortlich sind. Betrachtet man die 21 eidgenössischen und kantonalen Jagdbanngelände oberhalb von Brig, stellt man Erstaunliches fest: 2011 wurden sieben Banngelände für die Hirschjagd teilweise geöffnet (2010: acht, 2009: sieben, 2008: acht; 2007: sechs Banngelände, vor 2007 keines!). In diesen teilweise geöffneten Banngeländen

sind die Stiere geschützt, während Hirschkühe und Jungtiere geschossen werden dürfen, was aufgrund der Jagdstatistik auch massenhaft geschieht. Die Idee dahinter ist die Stabilisierung der Bestände, damit der Druck auf den Wald und die Landwirtschaftsflächen abnimmt.

Die geöffneten Jagdbanngebiete sind für die Jäger verständlicherweise sehr attraktiv. Entsprechend sind der Jagddruck und die Störungen hoch. Aus der jährlich publizierten Jagdstatistik der Dienststelle für Jagd, Fischerei und Wildtiere erfährt man zudem, dass das Wetter einen wichtigen Einfluss auf die Jagdstrecke hat. Diese beiden Faktoren können die «Entleerung der Banngebiete» ebenso gut erklären wie die Spekulationen über ein Raubtier... Und man könnte noch andere Umweltfaktoren aufzählen, welche ebenfalls als Erklärung herangezogen werden könnten. Zudem macht sich zu unserer Überraschung der «Faktor Wolf» bei den Gämsen und Rehen nicht bemerkbar. Genau diese beiden Arten sind aber die Hauptbeute von Einzelwölfen.

Offensichtlich ist die Prädation durch den Wolf weder die logischste noch die wissenschaftlich fundierteste Erklärung für das

beobachtete Phänomen. Um aber behaupten zu können, der Wolf sei für die Entleerung der Banngebiete verantwortlich, müssten langfristige Raum-Zeit-Studien zur Räuber-Beutebeziehung durchgeführt werden, welche verschiedene Faktoren und deren Interaktionen betrachten würden. Im Wallis jedoch hat man in diese Richtung noch nichts unternommen. Deshalb hat die Universität Bern eine solche Untersuchung gestartet (wir kommen in einem der nächsten fauna•vs **info** darauf zu sprechen).

Und noch ein Blick auf die Zahlen: Auf der Jagd 2011 wurden im Goms 425 Hirsche geschossen – so viele wie noch nie. Wären es bloss 210 gewesen (gleich viele wie 2010) und damit weniger als in den Jahren 2008 (354) oder 2009 (246), hätte man wohl auch hierfür den Wolf verantwortlich gemacht – einfach für die Abnahme der Jagdstrecke anstatt wie jetzt für die Zunahme.

Also: hören wir auf, Unsinn über den Wolf zu erzählen und geben wir uns die Mittel eines wissenschaftlich fundierten Monitorings!

*François Biollaz, Jäger und
Vorstandsmitglied von fauna•vs*

Walliser Jagdstatistik 2011

2749 Jäger, so viele wie noch nie zuvor, lösten im letzten Jahr ein Jagdpatent. Die Strecke von 1745 Stück Rotwild ist ein Rekord und 3050 Gämsen stellen das zweitbeste Resultat seit der Einführung der Gämsezeigepflicht dar. 1353 Stück Rehwild zeigen, dass sich das Rehwild ebenfalls gut vom Winter 2008/2009 erholt hat, welcher ungewöhnlich viel Fallwild bei dieser Wildart verursachte. Diese eindrückliche Jagdstrecke wird nur durch die geringe Strecke beim Schwarzwild getrübt. Tatsächlich weisen die lediglich 50 erlegten Stücke auf einen tiefen Bestand hin.

Die Rotwildstrecke hängt einerseits mit dem bewusst zur Erhöhung der Strecke beschlossenen späteren Jagdbeginn zusammen. Andererseits waren die Wetterbedingungen unmittelbar vor und zu Beginn der Hochjagd für die Rotwildjagd ideal. Die selektive Bejagung des Jährlings und des Spiessers wurden kompetent und wirksam ausgeführt, weshalb

die gesetzten Ziele erreicht werden konnten. Die verantwortungsvolle Jagdausübung der Jäger führte zur Erfüllung der Jagdpläne.

Die ausserordentliche Jagdsaison wurde leider durch einige unrühmliche Fälle von Jagdverstössen getrübt. Ich bedaure diese Vorfälle, welche das Ansehen der Jagd erheblich gefährden und den Jagdgegnern willkommene Argumente liefern. Ich begrüsse die klare Positionierung und Verurteilung dieser Verstösse durch den Verband und die Dianas, welche sich klar von den Verursachern distanzieren. Bleibt zu hoffen, dass nun auch seitens der zuständigen Gerichtsbehörden die Sanktionen entsprechend deutlich und der Schwere der Verstösse entsprechend ausfallen.

*Aus dem Vorwort von
Staatsrat Jacques Melly,
Vorsteher des Departements
für Verkehr, Bau und Umwelt*

Walliser Jagdstatistik:
[http://www.vs.ch/
NavigData/DS_308/
M7203/de/Statistiques
%202011.pdf](http://www.vs.ch/NavigData/DS_308/M7203/de/Statistiques%202011.pdf)

Die Gelbbauchunke – eine Art im Rückgang

Die Gelbbauchunke ist eine kleine Krötenart, welche in der Schweiz vom Aussterben bedroht ist. Im Wallis sind nur noch neun voneinander isolierte Populationen bekannt. Dabei wäre es sehr einfach, der Gelbbauchunke geeignete Fortpflanzungsgewässer bereit zu stellen. Der folgende Artikel von Paul Marchesi beschreibt die aktuelle Situation der Gelbbauchunke und zeigt, wie dieser Art wirkungsvoll geholfen werden kann.

Die Gelbbauchunke (*Bombina variegata*) ist eine kleine, gräuliche Krötenart mit herzförmigen Pupillen und einem leuchten gelb marmorierten Bauch. Diese Färbung signalisiert die Giftigkeit der Kröte und ist eine Warnung für mögliche Fressfeinde (Aposematismus). Die Haut der Gelbbauchunke ist nicht glatt wie diejenige von Fröschen, sondern übersät mit kleinen Warzen, die im Fall einer Berührung einen giftigen Schleim absondern können, welcher nicht mit unseren Mundschleimhäuten oder den Augen in Berührung kommen sollte. Wie bei allen Froschlurchen gilt deshalb, dass man die Hände waschen sollte, nachdem man sie berührt hat.

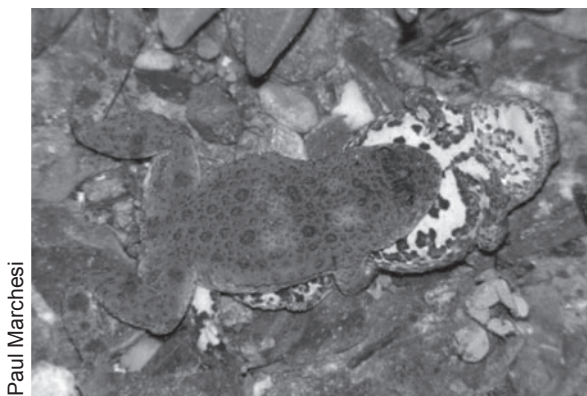
Als wärmeliebende Art lebt die Gelbbauchunke in temporären, kleinen Wasserbiotopen (Pionierlebensräumen) tiefer Lagen mit wenig Vegetation und geringer Tiefe. Als typische Bewohnerin dynamischer Flussauen, welche bei uns grösstenteils verschwunden sind, findet die Gelbbauchunke heute Ersatzbiotope in Kiesgruben, Steinbrüchen und ähnlichen Gebieten. In den wärmsten Regionen wie im Rhonetal, kann die Gelbbauchunke auch Teiche im offenen Wald oder in Waldlichtungen besiedeln. Hier ist

die Konkurrenz durch den Seefrosch, der die Gelbbauchunke oft verdrängt, weniger gross als in den offenen Biotopen des Talbodens.

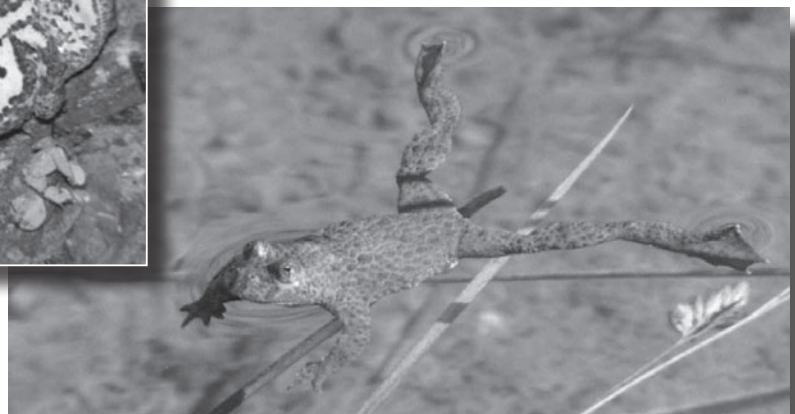
Die meisten der besiedelten Gewässer sind temporäre Biotope, die durch Hochwasser oder Baumaschinen regelmässig neu gestaltet werden. Sie trocknen rasch aus, was die Besiedlung von Fressfeinden wie Fischen, Libellenlarven und Schwimmkäfern limitiert. Die Kaulquappen der Gelbbauchunke werden dennoch häufig Opfer von Insekten, welche ebenfalls temporäre Biotope besiedeln, wie zum Beispiel der Rückenschwimmer (Käfer) oder die Larven des Plattbauchs (Libelle). Von Mitte April bis Anfang August legt das Gelbbauchunken-Weibchen seine Eier in kleinen Gruppen mit 10 bis 30 Stück ab. Am Boden des Weihers entwickeln sich die Eier schnell. Der Ruf des Männchens ist ein leises, schwierig zu lokalisierendes «pouh-pouh», das oft schwimmend, mit auf der Gewässeroberfläche ausgestreckten Beinen von sich gegeben wird.

Zustand der Gelbbauchunke

Die Gelbbauchunke gilt in der Roten Liste der Amphibien der Schweiz als «stark gefährdet» (EN). Im Wallis sind zurzeit fünf voneinander isolierte Unterpopulationen bekannt, die ebenfalls stark gefährdet sind (Marchesi & Zanini, 2009). Vor rund zwölf Jahren waren im Wallis in der Rhoneebene



Paul Marchesi



Raphaël Arlettaz

Die Gelbbauchunke.

Paul Marchesi installiert einen
«Unken-Kübel», welcher der Gelb-
bauchunke als Laichplatz dient.



Brigitte Wolf

unterhalb von Sitten noch 26 Orte bekannt, wo sich die Gelbbauchunke fortpflanzte. Die Situation hat sich rapide verschlechtert, bis 2011 nur noch neun Orte mit Sicherheit besiedelt waren. Die Hauptgründe für diesen Rückgang scheinen in der Zerstörung und Veränderung der Biotope, zum Beispiel durch die Schliessung von Kiesgruben oder das Verlanden offener Wasserflächen zu liegen. Die Isolation der Populationen, der fehlende Austausch zwischen den Populationen sowie das Ausbleiben von neu geschaffenen Biotopen kommen hinzu. Ähnliche Entwicklungen wurden auch in anderen Kantonen der Schweiz beobachtet.

Dramatisch Situation im Mittelwallis

Von den 17 Standorten zwischen Siders und Conthey, welche vor weniger als 30 Jahren noch besiedelt oder zumindest potenziell gute Gebiete waren, waren im Jahr 2000 nur noch acht besiedelt. Einzig in der Kiesgrube von Pramont bei Siders (Amphibienlaichgebiet VS 686) gab es noch eine starke Population. Um die Entwicklung zu dokumentieren, wurden seit 2009 all diese Biotope nochmals untersucht. Ein einziger besiedelter Standort auf der Anhöhe von Chararogne oberhalb von Chippis (VS 793) konnte noch gefunden werden! Es handelt sich gemäss Grossenbacher (1988) um eine grosse Population mit mindestens 39 adulte Individuen, die anhand der Bauchzeichnung unterschieden werden können. 2011 wurden von der Universität Bern unter der Leitung von Raphaël Arlettaz Tests zur Chytridiomykose, einer weltweiten Pilzkrankheit bei Amphibien, durchgeführt. Sie zeigten, dass die Population glücklicherweise nicht befallen ist.

Um die Fortpflanzung der Gelbbauchunke in Gebiet von Chararogne, in welchem die natürlichen Gewässer selten geworden sind, zu fördern, wurden an verschiedenen Orten «Unken-Kübel» platziert. Das ist eine effektive Methode, welche in der Deutschschweiz seit längerem angewendet wird. Am 4. und 5. Mai 2012 haben Mitglieder von fauna•vs weitere solche Laichkübel installiert. Kürzlich wurde in derselben Gegend ein Weiher revitalisiert. Weitere Schutzmassnahmen sind geplant. Die Idee besteht auch darin, die Verbindung zwischen einzelnen Wasserflächen zu verbessern und mithilfe von «Unken-Kübeln» eine Verbindung Richtung Talebene zu schaffen.

Paul Marchesi,
KARCH-Verantwortlicher im Wallis

Literatur

- Grossenbacher K. (1988). *Atlas de distribution des amphibiens de Suisse. Ligue Suisse pour la Protection de la Nature et Centre Suisse de Cartographie de la Faune, Neuchâtel: 208 pp.*
- Marchesi P. & F. Zanini (2009). *Plan d'action batraciens Valais. Rapport du bureau Drosera SA. Dienststelle für Wald und Landschaft, Sitten: 74 pp. + Anhänge*
- Marchesi P. & F. Zanini (2009). *Recherche de la présence du sonneur en Valais central en 2009. Dienststelle für Wald und Landschaft, Sitten: 11 p. + Anhänge.*
- Marchesi P & F. Zanini (2009). *Suivi de gestion du site de Malévoz en 2009 et essais de bacs à sonneurs. Rapport du bureau Drosera SA. Dienststelle für Wald und Landschaft, Sitten: 7 pp. + Anhänge.*
- Marchesi P. & F. Zanini (2010). *Plan d'action du sonneur en Valais central, Monitoring 2010. Rapport du bureau Drosera SA, Dienststelle für Wald und Landschaft, Sitten: 10 p. + Anhänge.*
- Rey A., B. Michellod & K. Grossenbacher (1985). *Inventaire des batraciens du Valais. Situation en 1985. Bull. Murith. 103: 3–38.*

Den Geheimnissen des Kleinvogelzugs auf der Spur

Dank der rasanten Entwicklung auf dem Gebiet der Mikroelektronik kann heute auch der Zug von Kleinvögeln erforscht werden. Seit 2008 setzt die Schweizerische Vogelwarte Sempach den mit 0.6 Gramm leichtesten Geolocator der Welt ein und hat damit zahlreiche neue Erkenntnisse über den Kleinvogelzug erhalten.

Es ist noch gar nicht so lange her, da glaubte selbst Carl v. Linné (1707-1778), dass Schwalben am Grund von Seen oder in Sümpfen überwintern. Heute wissen wir, dass die meisten insekten- und fischfressenden Vogelarten der gemässigten Zonen der Nordhemisphäre aufgrund der winterlichen Nahrungsknappheit in den Süden ziehen. Dank der Satellitennavigation kennen wir bei grösseren Arten wie Störchen oder Greifvögeln sogar die genauen Zugrouten und Überwinterungsgebiete. Bei kleineren Vogelarten, insbesondere bei den Singvögeln, beruht das Wissen über Zugrouten, Rastplätze und Überwinterungsgebiete nach wie vor in erster Linie auf Beobachtungen und Ringfunden. Gerade in Afrika ist aber die Wiederfundrate von Vogelringen extrem tief. Von den weit über 10 000 Wiedehopfen, welche seit 1914 beringt wurden, gibt es beispielsweise nur gerade vier Ringfunde aus Afrika, wobei drei davon von der nordafrikanischen Küste stammen (Reichlin et al. 2009). Diese extrem tiefe Ringfundrate in Afrika ist in erster Linie

darauf zurückzuführen, dass riesige Gebiete wie die Sahara und die anschliessende Sahelzone nur sehr dünn besiedelt sind. Hinzu kommt, dass in Afrika kaum jemand weiss, wozu Vogelringe da sind und was damit zu tun ist. Anstatt ihr Geheimnis preisgeben zu können, enden sie darum immer wieder als Schmuckstücke oder Trophäen bei der einheimischen Bevölkerung.

Neue Technik für Kleinvögel

Dank der rasanten Entwicklung auf dem Gebiet der Mikroelektronik gibt es nun aber seit ein paar Jahren ein kleines Gerät, mit welchem auch der Zug von Kleinvögeln aufgezeichnet werden kann: den Geolocator oder Geodatenlogger (Foto 1 und 2). Geolocatoren messen mit Hilfe einer Fotodiode periodisch die Intensität des Sonnenlichts. Dank einer eingebauten Uhr können so die Zeitpunkte von Sonnenaufgang und -untergang bestimmt werden. Daraus kann schliesslich die geografische Länge und aus der Tageslänge die geografische Breite berechnet werden (Hill 1994). Die Daten werden nicht übertragen, sondern auf dem Gerät selbst gespeichert. Um an die Daten zu gelangen, müssen die Vögel deshalb nach der Rückkehr in den Norden im Brutgebiet wiedergefangen werden. Dabei kommt den Forschenden zugute, dass viele Vögel sehr brutortstreu sind. So beträgt beispielsweise bei der Walliser Wiedehopfpopulation die jährliche Rückkehrrate der adulten Vögel rund 30 Prozent. Der Wiedehopf weist einen hohen Bruterfolg, aber auch eine hohe natürliche Sterblichkeit auf (Schaub et al. 2012). Bei anderen Vogelarten kann die Rückkehrrate auch bis zu 50 Prozent betragen.

Nur 0.6 Gramm schwer

Anders als bei einem GPS-Gerät werden also bei einem Geolocator weder Daten empfangen, noch übertragen. Dies und der Umstand, dass für die Messung der Lichtintensität nur sehr wenig Strom benötigt wird, machen es möglich, Geolocatoren

© Schweizerische Vogelwarte



Foto 1: Geolocator des Typs GDL2 mit einem Gewicht von 0.6 g.

© Jürgen Hicke



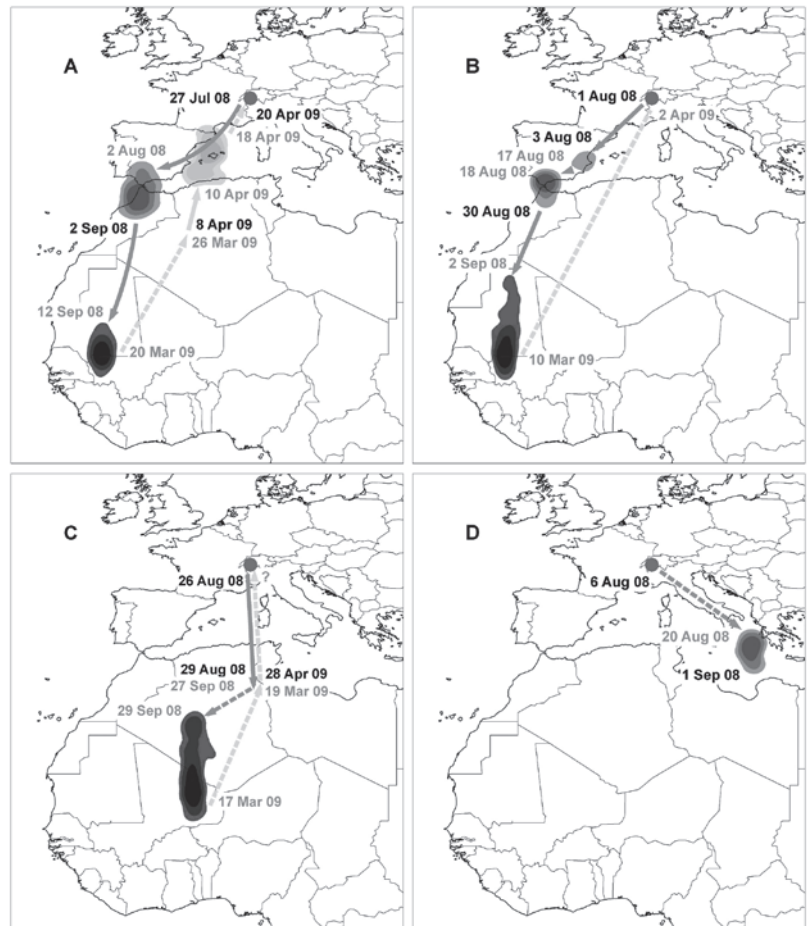
Foto 2: Ein zufällig in Ostdeutschland fotografiertes Bienenfresser mit einem Geolocator. Zu sehen ist nur der Lichtwellenleiter auf dem Rücken, welcher die Lichtintensität über den Federn misst. Das Gerät selber verschwindet vollständig unter den Federn.

mit einem Gewicht von lediglich 0.6 Gramm bauen zu können. Diesem Vorteil gegenüber dem GPS-Gerät steht aber leider auch ein Nachteil gegenüber. Die Positionsdaten von Geolocatoren sind mit einem Fehler von ca. 100 bis 200 Kilometer sehr viel ungenauer und die Genauigkeit ist nicht nur abhängig von Beschattung und Witterung, sondern auch vom Datum, da während der Tag- und Nachtgleiche die Tageslänge über alle Breitengrade gleich lang und eine Bestimmung der geografischen Breite in dieser Zeit darum nicht möglich ist. Auch die Interpretation der Daten ist bei einem Geolocator viel aufwändiger und es können nicht einzelne Punkte, sondern vielmehr Aufenthaltswahrscheinlichkeiten berechnet werden. Trotz diesen Nachteilen stellt der Geolocator in der Erforschung des Kleinvogelzugs einen wichtigen Meilenstein dar, da er im Gegensatz zu den bisherigen Methoden sehr viel mehr Daten mit einer viel besseren zeitlichen und räumlichen Auflösung liefert.

In Zusammenarbeit mit der Berner Fachhochschule in Burgdorf und finanziell unterstützt durch die Umwelttechnologieförderung des BAFU hat die Schweizerische Vogelwarte den mit 0.6 Gramm weltweit leichtesten Geolocator entwickelt. Seit 2008 wurde dieses Gerät bei zahlreichen Vogelarten wie Rauchschnalbe, Nachtigall, Wendehals und Wiedehopf eingesetzt und inzwischen liegen zahlreiche neue Erkenntnisse über den Zugablauf dieser Vögel vor. Im Wallis haben Vogelwarte Sempach und die Universität Bern Studien an Wiedehopf und Wendehals durchgeführt.

Unterschiedliche Winterquartiere

Obwohl die Walliser Wiedehopfe in einem kleinen und von anderen Artgenossen isolierten Gebiet brüten, erstreckt sich ihr Winterquartier über die gesamte Sahelzone Westafrikas vom Senegal bis nach Nigeria, insgesamt also über etwa 2500 Kilometer (Bächler et al. 2010, Wyss 2011). Die Walliser Wiedehopfe verlassen ihr Brutgebiet von Ende Juli bis Ende August. Während ein Teil der Vögel zunächst Richtung Südwest nach Spanien fliegt, ziehen andere südwärts. Einzelne Individuen ziehen sogar in südöstlicher Richtung auf die italienische Halbinsel. Bevor das Mittelmeer und die Sahara überquert wird, legen die meisten Vögel längere Pausen von im Schnitt drei Wochen ein. Das Mittelmeer wird bevorzugt bei Gibraltar, den Balearen und via Korsika und Sardinien überflogen. Die Sahara wird dann im Breitfrontzug in durchschnittlich nur



© Schweizerische Vogelwarte

fünf Tagen überquert. Bis sie im Frühling wieder die Rückreise antreten, bleiben die Wiedehopfe in ihren Winterquartieren ziemlich stationär (Karte 1).

Obwohl der Geolocator die Erforschung des Kleinvogelzugs revolutioniert hat, bleiben Lücken offen. So ist es wegen dem relativ grossen Fehler der Positionsbestimmung und der zeitlichen Auflösung der Daten (maximal zwei Positionsbestimmungen pro Tag) nicht möglich, einzelne Flug- oder Ruhephasen genau bestimmen zu können. Zudem ist es im Bereich der Zeitpunkte von Tag- und Nachtgleiche nach wie vor nicht möglich, die geografische Breite zu bestimmen, was bei Zugvögeln, die vorwiegend in Nord-Süd-Richtung ziehen, grosse Datenlücken zur Folge hat. Betroffen ist vor allem der Früh-

Karte 1: Herbstzug (mittelgrau), Überwinterungsgebiet (dunkel) und Frühlingszug (hell) von vier Walliser Wiedehopfen. Für die gestrichelten Linien sind aufgrund der Nähe zur Tag- und Nachtgleiche keine Daten der geografischen Breite vorhanden.

>>>

Neue Broschüre

«Schwalben und Segler» heisst die neue, 32-seitige, reich bebilderte Broschüre der Schweizerischen Vogelwarte. Alle vier Schwalben- und drei Seglerarten der Schweiz werden eingehend porträtiert und neue Forschungsergebnisse dargestellt. Die Broschüre ist zum Preis von Fr. 5.- bei der Schweizerischen Vogelwarte erhältlich. Die Broschüre kann im Internet bezogen werden:

www.vogelwarte.ch/broschueren.html

lingszug, der oft um die Zeit von Mitte März bis Mitte April stattfindet.

Entwicklung geht weiter

Um auch diese Wissenslücken füllen zu können, arbeiten die Schweizerische Vogelwarte und die Berner Fachhochschule bereits an einer neuen Generation von Geolocatoren, welche neben der Lichtmessung auch noch mit Bewegungs-, Luftdruck-, und Magnetfeldsensoren ausgerüstet sein wird. Die Bewegungs- und Luftdrucksensoren sollen eine genaue Bestimmung von Flug- und Ruhephasen, sowie der Flughöhen ermöglichen. Der Magnetfeldsensor, mit welchem auch die Inklination gemessen werden kann, soll die Bestimmung der geografischen Breite verbessern. Bekanntlich sind auch die Zugvögel in der Lage, den Inklinationswinkel zu bestimmen und diese Information für die Navigation zu verwenden. Wie sie diese Information genau verwenden, bleibt aber

weiterhin ihr Geheimnis. Aber wer weiss, vielleicht werden die neuen Geolocatoren auch hier etwas Licht ins Dunkel bringen.

Erich Bächler, Schweizerische
Vogelwarte Sempach

Literatur

- Bächler, E. et al. 2010. Year-Round Tracking of Small Trans-Saharan Migrants Using Light-Level Geolocators. *PLoS ONE* 5:e9566.
- Hill RD (1994) Theory of geolocation by light levels. In: Le Boeuf BJ, Laws RM, eds. *Elephant Seals: Population ecology, behaviour, and physiology*. Berkeley, CA: University of California Press. pp 227–236.
- Reichlin, T.S. et al. 2009. Migration patterns of Hoopoe *Upupa epops* and Wryneck *Jynx torquilla* : an analysis of European ring recoveries. *Journal of Ornithology* 150: 393-400.
- Schaub, M., T.S. Reichlin, F. Abadi, M. Kéry, L. Jenni & R. Arlettaz. 2012. The demographic drivers of local population dynamics in two rare migratory birds. *Oecologia* 168: 97-108. (pdf, 413KB).
- Wyss A (2011) *The journey of the European Hoopoe (Upupa epops)*, MSc Thesis, University of Zurich.

Prix fauna•vs im Namen der Krebse

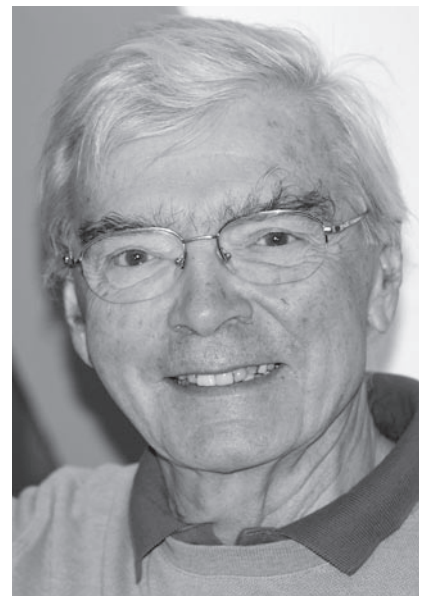
Anlässlich der Generalversammlung am 4. Mai 2012 in Sion hat fauna•vs Alain Vielle einen Preis in der Höhe von CHF 1000.- überreicht. Der pensionierte Zahnarzt hat sich in unzähligen Stunden für eine Tiergruppe eingesetzt, welche ihn seit seiner Kindheit fasziniert: die Krebse. Der Preis soll ein Dankeschön für die immense Arbeit während all der Jahre im Zeichen der Erforschung und des Schutzes der einheimischen Krebse sein.

Seit vielen Jahrzehnten sind die einheimischen Flusskrebse bedroht. Der starke Rückgang der heimlich lebenden und deshalb unbekannten Tiere hat verschiedene Ursachen: Verarmung der Fliessgewässer, starker Feinddruck durch den intensiven künstlichen Fischbesatz (einige Fische gehören zu den Fressfeinden der Krebse) und Konkurrenz durch eingesetzte, standortfremde Krebse. Diese amerikanischen Krebse sind resistenter und aggressiver als die einheimischen und potenzielle Träger der Krebspest. Während die amerikanischen Krebse resistent gegenüber der Krebspest sind, trifft dies für unsere einheimischen Krebse leider nicht zu. Diese werden durch diese Krankheit immer mehr dezimiert.

Vor etwas mehr als einem Jahrhundert konnte man den einheimischen Kребsen in unseren Fliessgewässern noch häufig begegnen. Heute sind viele Po-

pulationen bereits verschwunden, die verbliebenen sind oft voneinander isoliert. Um die Kребse besser schützen zu können, müssen wir nicht nur mehr über ihre Verbreitung wissen, sondern auch über die Gewässer selbst, welche noch überlebensfähige Krebspopulationen beherbergen. Auch die Revitalisierung der Fliessgewässer, Weiher und Seen erfordert Kenntnisse über die Verbreitung der Tiere und ihre Biologie. Nur so ist es möglich, die voneinander isolierten Populationen wieder miteinander zu vernetzen. Genauso wichtig ist das Wissen über Vorkommen und Verbreitung der amerikanischen Kребse, damit die Ausbreitung der Krebspest gestoppt werden kann.

Mit seinem Engagement hat Alain Vielle viel zum Wissen über den Zustand und die Verbreitung der Kребse in unserem Kanton beigetragen. Er setzt sich unermüdlich für den Schutz



dieser unscheinbaren, von uns kaum wahrgenommenen Wassertieren ein und wirbt dafür, dass den Kребsen mehr Beachtung geschenkt wird!

Medienmitteilung von fauna•vs

Andenken an Jean-Marc Pillet

Bereits ist es über ein Jahr her, dass Jean-Marc Pillet uns verlassen hat. Am Sonntag, 24. Oktober 2011, verunfallte er auf tragische Weise mit seinem Auto an den steilen Hängen seines Paradieses, Sommet-des-Vignes oberhalb von Martigny. Jean-Marc war als passionierter Naturliebhaber Gründungsmitglied von fauna•vs und mitbeteiligt am dynamischen Start der Gesellschaft. Wie die meisten anderen Wildtierbiologen und Naturliebhaber störte auch er sich an der vom Kanton verbreiteten Falschinformation bezüglich der Grossraubtiere, allen voran dem Wolf. Im Vorstand von fauna•vs vertrat Jean-Marc die Interessen der Herpetologie und insbesondere der Reptilien, seiner Leidenschaft.

Es ist also nicht verwunderlich, dass er den Grossteil der Arbeiten zum kantonalen Amphibieninventar beisteuerte. Über Aspisviper, Ringelnatter und Äskulapnatter

wusste er alles. Diese Kenntnisse machten ihn im Feld zu einem «Reptilienjäger», der seinesgleichen suchte: Weil er die ökologischen Ansprüche der Tiere genauestens kannte, fand er jedes Reptil auf Anhieb. Eine Reptilien-Exkursion mit ihm war deshalb nicht nur beeindruckend, sondern auch unglaublich lehrreich. Da sich Jean-Marc auch bei den Insekten und den Pflanzen sehr gut auskannte, war er auch ein gefragter Exkursionsleiter für generellere Natur-Ausflüge.

Aber Jean-Marc interessierte sich ebenso für Themen ausserhalb der Naturwissenschaften, wie zum Beispiel menschlichen Gesellschaften und deren Kulturen. Die Art und Weise, wie einheimische Völker sich in ihrer Umwelt im Bezug auf Architektur, die Nutzung natürlicher Ressourcen oder der Landwirtschaft eingerichtet hatten, faszinierte ihn immer wieder aufs neue. Wer mit ihm zusammen reiste – vor allem an die Grenzen der Sahara – konnte viel lernen. Denn Jean-Marc hatte eine spezielle Vorliebe für die Berber Marokkos, von denen er sogar ein wenig des Amazir-Dialekts (des «chleu») lernte.

Jean-Marc liebte die grossen Weiten, von den Gletschern der Alpen über die Hammadas der Sahara bis hin zu den zentralasiatischen Steppen mit dem Tian-Shan-Gebirge. Und er war sehr gesellig, liebte das gute



Leben, die mediterrane Küche und animierte mit seinem manchmal grummelnden Humor so manchen Abend. Stundenlang konnte er von seinen Abenteuern erzählen und diskutieren: die Erinnerung an seine Stimme und sein warmes Lachen berühren mich noch heute.... Jean-Marc lebte «slow food», bevor es überhaupt erfunden wurde und verstand es auch, das Leben generell in seinem Rhythmus zu bestreiten. Er liebte es aber auch, den Provokateur zu spielen. Ihm verdanke ich einen mehrstündigen Aufenthalt an der italienisch-schweizerischen Grenze, nachdem er auf die übliche Frage «Etwas zu verzollen?» antwortete «Ja, das Auto ist vollgestopft mit Haschisch». Unser armer Citroën 2CV wurde in der Folge am Zoll auf dem grossen St. Bernard von oben bis unten durchsucht – inklusive den Pneus! Natürlich hatten wir nichts Illegales mitgeführt!

Jean-Marc war auch Mentor vieler junger Naturinteressierter. Seit meinen frühesten Jahren im Gymnasium profitierte ich davon, dass er mir andere Landstriche näher brachte. Angefangen beim Aostatal über Apulien und Kalabrien bis hin zu einer zweimonatigen wissenschaftlichen Expedition nach Kirgistan, welche wir 1992, also ein Jahr nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion mit Tschechen, Russen und Schweizern organisierten. Auf den Spuren von Ella Maillard entdeckten wir die riesigen Steppenlandschaften, das Tian Shan oder das Pamir-Alay-Gebirge. Immer wieder kehrte Jean-Marc nach Marokko, seine zweiten Heimat, zurück. Er gehörte zu den Dörfern des Djebel Saghro, in die Gebirgszüge des M'Goun und des Toubkal – welche ich vom Hotel Marakesch aus, in welchem ich diese Zeilen schreibe – sehen kann. Man wird sich dort noch lange an sein Lachen und seine gute Kameradschaft erinnern.

Danke Jean-Marc, dass ich all diese besonderen Momente mit Dir erleben durfte! Stets werde ich beim Trinken eines Pfefferminztees oder eines abgekochten «Filayou» an dich denken! Bis bald, Inshallah!

Raphael Arlettaz

PS: Unsere Gedanken sind bei Françoise, Simon und Colin.

Die Heidelerche mag Bodenvegetation in Weinbergen – aber nur mit Lücken

Eine neue Studie aus der Schweiz zeigt, dass ein nur teilweise von Vegetation bedeckter Boden ein wichtiges Element im Lebensraum der Heidelerche ist, einer seltenen, in Weinbergen lebenden Vogelart. Bereiche mit gänzlich vegetationsfreien Böden als Folge der Anwendung von Herbiziden werden von den Lerchen genauso gemieden wie Orte mit geschlossener Pflanzendecke. Weinbau-Praktiken, die zu geeigneten Vegetationsmosaiken führen, sollten vermehrt gefördert werden.

Forschende der Universität Bern und der Schweizerischen Vogelwarte Sempach nahmen in einer Studie eine Vogelart der Weinberge als Modellart unter die Lupe – die Heidelerche. Die Wissenschaftler hatten in einem Forschungszyklus bereits die ökologischen Ansprüche von insektenfressenden Arten, die typischerweise in traditionell bewirtschafteten Landwirtschaftsgebieten vorkommen und europaweit zurückgehen – wie zum Beispiel Gartenrotschwanz, Wendehals, Wiedehopf und Ortolan – untersucht. In der aktuellen Studie stellte sich heraus, dass für die Modellart Heidelerche nur lückig von Vegetation bewachsene Zonen die attraktivsten Bereiche in einem Weinberg sind. Diese entstehen, wenn selektiv nur jede zweite Rebenreihe oder lediglich die Zwischenräume zwischen den einzelnen Rebenreihen begrünt sind.



Raphaël Arlettaz

Der ideale Lebensraum für die Heidelerche und gut für die Biodiversität im Weinberg: Ein begrünter Streifen dient als Nahrungsgrundlage für all die Wirbellosen, von welchen sich die Heidelerchen ernähren. Der Streifen ist für die Vögel schnell über vegetationsfreie Zonen zugänglich.

Weder völlig kahle noch dicht bewachsene Flächen

Und so kamen die Biologen zu ihren Resultaten: Heidelerchen wurden mit Radiosendern versehen, damit ihr Nahrungssuchverhalten in den Walliser Weinbergen verfolgt werden konnte. Danach verglich man die Merkmale der von den Vögeln aufgesuchten Gebiete mit Zufallspunkten, die innerhalb des Aktionsraums der Vögel lagen, von den Heidelerchen aber gemieden wurden. Die Ergebnisse waren eindeutig: Das Vorhandensein einer Pflanzendecke war der mit Abstand wichtigste Faktor zur Erklärung des räumlichen Aktivitätsmusters der Vögel. Für ihre Nahrungssuche bevorzugten die Heidelerchen Bereiche, deren unmittelbare Umgebung zu etwa 55 Prozent mit Vegetation überwachsen war. Vegetationslose Böden, die immer noch 95 Prozent der Walliser Weinberge kennzeichnen und eine Folge der systematischen Anwendung von Herbiziden sind, wurden von den Vögeln nicht aufgesucht. Paradoxiereise galt dies auch für die wenigen Parzellen, welche nach biologischen Kriterien bewirtschaftet werden und dadurch eine dichte und kontinuierliche Bodenvegetation aufwiesen.

Teilbegrünte Flächen nützen auch der biologischen Vielfalt

Die für Heidelerchen günstigste Struktur ist also zur Hälfte mit Vegetation bedeckt. Dies lässt sich folgendermassen erklären: Im begrüntem Teil leben die Wirbellosen, welche als Beutetiere geschätzt werden und mit denen die Vögel ihre Brut füttern. Vegetationsfreie Zwischenräume sind dagegen nützliche Zugangswege bei der Nahrungssuche, in dicht bewachsenem Gelände ist ein Vorwärtskommen für die Vögel viel schwieriger. «Das System mit einer gut gefüllten Speisekammer, die über eine möglichst hindernisfreie Schnellstrasse leicht zugänglich ist, deckt die Bedürfnisse der Heidelerchen optimal ab», fasst Prof. Dr. Raphaël Arlettaz



Heidelerche auf
vegetationslosem
Boden in einem
Weinberg.

von der Abteilung «Conservation Biology» der Universität Bern zusammen. Die Autorinnen und Autoren der Studie sprechen sich daher klar für eine Praxis mit teilbegrüntem Bereichen in Weinbaugebieten aus. Bei gezielter Anwendung werden so nicht nur die insektenfressenden Vögel gefördert, sondern auch die Körnerfresser. Hinzu kommen mehrere seltene Pflanzen- und Kleintierarten wie gewisse Heuschrecken oder Schmetterlinge, die ebenfalls auf kleine vegetationsfreie Flächen angewiesen sind.

Forschungszyklus zu den Vögeln im europäischen Agrarraum

«Die Weinberg-Studie bildet den Abschluss eines Forschungszyklus über die Ursachen des Rückgangs von Vogelarten des europäischen Agrarraums, die ihre Insektennahrung am Boden suchen», so Raphaël Arlettaz. «Unsere Untersuchungen wurden in Obstplantagen, Hochstammkulturen, Grün- und Weideland sowie in Weinbergen durchgeführt. Der wichtigste Faktor für Arten wie Wiedehopf, Wendehals, Gartenrotschwanz oder Ortolan ist die Erreichbarkeit der Nahrungstiere. Ein strukturreiches Habitat, sowohl auf der Landschaftsebene als auch im unmittelbaren Mikrohabitat bei der Nahrungssuche, ist das Schlüsselement», sagt Arlettaz. Dieser Aspekt sei bislang bei der Ausweisung von ökologischen Ausgleichsflächen vernachlässigt worden. Das würde auch erklären, warum umweltpolitische Massnahmen in der Landwirtschaft, sowohl im kontinentalen als auch im nationalen Rahmen, bisher nicht dazu beitragen, die stetig zurückgehenden

Bestände der insektenfressenden Vögel zu stabilisieren oder den negativen Trend gar umzukehren. «Wir empfehlen daher eine Modifikation der entsprechenden Vorgaben im Sinne der vorgestellten Ergebnisse, um eine Verbesserung der Situation zu erzielen», betont Studienleiter Raphaël Arlettaz.

Medienmitteilung der Universität Bern

Quellen

Publikationen zur vorliegenden Studie:

- Arlettaz, R., M.L. Maurer, P. Mosimann-Kampe, S. Nusslé, F. Abadi, V. Braunisch & M. Schaub. 2012. New vineyard cultivation practices create patchy ground vegetation, favouring Woodlarks. *Journal of Ornithology* 153: 229-238.
- Schaub, M. et al. 2010. Patches of Bare Ground as a Staple Commodity for Declining Ground-Foraging Insectivorous Farmland Birds. *PLoS ONE* 5: e13115.

Weitere Publikationen der Forschungsgruppe zum Thema:

- Tagmann-loset, A., M. Schaub, T.S. Reichlin, N. Weisshaupt & R. Arlettaz. 2012. Bare ground as a crucial habitat feature for a rare terrestrially foraging farmland bird of Central Europe. *Acta Oecologica* 39: 25-32.
- Weisshaupt, N., R. Arlettaz, T.S. Reichlin, A. Tagmann-loset & M. Schaub. 2011. Habitat selection by foraging Wrynecks *Jynx torquilla* during the breeding season: identifying the optimal habitat profile. *Bird Study* 58: 111-119.
- Mermod, M., T.S. Reichlin, R. Arlettaz & M. Schaub. 2009. The importance of ant-rich habitats for the persistence of the Wryneck *Jynx torquilla* on farmland. *Ibis* 151: 731-742.
- Menz, M.H.M., P. Mosimann-Kampe & R. Arlettaz. 2009. Foraging habitat selection in the last Ortolan Bunting *Emberiza hortulana* population in Switzerland: final lessons before extinction. *Ardea* 97: 323-333.

Grossraubtierpolitik: gemeinsame Grundsätze der Verbände

Die vier Verbände JagdSchweiz, Pro Natura, Schweizerischer Schafzuchtverband und WWF Schweiz haben sich auf gemeinsame Grundsätze, Ziele und Handlungsfelder in der Grossraubtierpolitik geeinigt. Sie verpflichten sich zu einer lösungsorientierten Zusammenarbeit.

Wenn Grossraubtiere in ihren natürlichen Lebensraum zurückkehren, führte das oft zu Konflikten, die nicht selten im Gerichtssaal endeten und zu unüberbrückbaren Differenzen führten. Auch in der Schweiz sind viele Jahre mit Auseinandersetzungen der Naturschutz- und Nutzerverbände verstrichen. Ende 2010 wurde auf Initiative von JagdSchweiz, Pro Natura, Schweizerischem Schafzuchtverband und WWF Schweiz ein Prozess in Gang gebracht mit dem Ziel, künftig gemeinsam von allen Seiten konstruktive Lösungen anzustreben. Die Gespräche zwischen den vier Verbänden wurden vom Bundesamt für Umwelt (BAFU) moderiert und vom Bundesamt für Landwirtschaft (BLW) und der KORA (Koordinierte Forschungsprojekte zur Erhaltung und zum Management der Grossraubtiere in der Schweiz) begleitet.

Lösungs- statt konfliktorientiert

In langwierigen, aber konstruktiv geführten Verhandlungsrunden wurde ein gemeinsames Grundsatzpapier erarbeitet, das nun von allen Organisationen verabschiedet worden ist. Es beinhaltet vier Grundsätze, vier Ziele und sechs Handlungsfelder (siehe Box). Alle Verbände betrachten die Rückkehr und die Bestandesbildung der Grossraubtiere

auf Schweizer Territorium als natürlichen Prozess. Ebenso werden Regulationsabschlüsse nicht mehr ausgeschlossen, wenn dadurch deren Bestand in der Schweiz nicht gefährdet wird. Bei Schäden an Nutztieren können die Schaden stiftenden Einzeltiere weiterhin gemäss den gültigen Konzepten abgeschossen werden. Zentraler Pfeiler für die weitere Strategie ist die Weiterentwicklung des Schutzes von Nutztierherden mit geeigneten und zumutbaren Massnahmen.

Die beteiligten Interessengruppen vereinbaren eine konstruktive Zusammenarbeit. Bei Konflikten um die Grossraubtiere, die Nutztierhaltung und die jagdliche Nutzung von Wildtieren sind sie bereit, nach Kompromissen und gemeinsam getragenen Lösungen zu suchen. Das schafft unterschiedliche Sichtweisen und Interessen nicht aus der Welt. Aber es verlagert die Lösung von Konflikten vom medialen oder gerichtlichen Schlagabtausch an den Sitzungstisch oder die gemeinsame Feldbegehung. In den Augen der beteiligten Verbände wird hiermit ein wichtiger Paradigmenwechsel erreicht.

Medienmitteilung von WWF, Pro Natura, JagdSchweiz und Schweizerischer Schafzuchtverband

Grundsätze

- 1) In der Schweiz gibt es zahlreiche naturnahe Kulturlandschaften, in denen trotz menschlicher Nutzung die einheimische Tierwelt erhalten bleibt. In diesen Lebensräumen kommen Grossraubtiere vor.
- 2) Die nachhaltige Nutztierhaltung und -sömmerei sind Bewirtschaftungsformen, die wichtige gemeinschaftliche Leistungen erbringen (sichere Versorgung, Erhaltung der natürlichen Lebensgrundlagen, Pflege der Kulturlandschaft und dezentrale Besiedlung).
- 3) Die Jagd in der Schweiz richtet sich nach den Kriterien der Nachhaltigkeit. Sie trägt zur Regulierung der Wildtierbestände und zur Verhütung von untragbaren Schäden in Wald und Landwirtschaft bei.
- 4) Die beteiligten Interessengruppen (Jagd, Naturschutz und Schafhaltung) arbeiten lösungsorientiert und konstruktiv zusammen. Bei Konflikten um die Grossraubtiere, die Nutztierhaltung und die jagdliche Nutzung von Wildtieren, sind sie bereit, mit einem pragmatischen Vorgehen nach Kompromissen und gemeinsam getragenen Lösungen zu suchen.

Ziele

- 1) Die natürliche Rückkehr und Ausbreitung der Grossraubtiere sowie die Bestandsbildung in der Schweiz ist möglich.
- 2) Die Grossraubtiere koexistieren mit den traditionellen Bewirtschaftungsformen, wie der Nutztierhaltung und der Jagd. Die Aufrechterhaltung dieser nachhaltigen Nutzungsformen ist trotz der Anwesenheit von Grossraubtieren in angemessener Masse sowie ohne unzumutbare Einschränkungen weiterhin möglich und wird, wo sinnvoll, mit geeigneten Massnahmen unterstützt.
- 3) Der Schutz der Herden mit geeigneten Massnahmen, wie zum Beispiel Umtriebsweide, Herdenschutzhunde, Behirtung und Zäune, ist ein zentraler Pfeiler einer gemeinsamen pragmatischen Strategie zur Erhaltung der Nutztierhaltung und der Grossraubtiere.
- 4) Abschüsse von schadenstiftenden Einzeltieren sind gemäss den jeweils gültigen Konzepten möglich. Bei etablierten Grossraubtierbeständen sind im Schadensfall regulierende Eingriffe möglich, solange das Überleben des Bestandes gesichert ist.

Handlungsfelder

- 1) Die Schweiz arbeitet mit den Nachbarländern zusammen, um eine lebensfähige Population von Grossraubtieren im Alpenbogen und Jurabogen zu sichern.
- 2) Die Schweiz führt das wissenschaftliche Grossraubtier-Monitoring weiter und gewährleistet einen intensiven Austausch mit den Nachbarländern. Die Behörden beziehen interessierte Kreise, wo sinnvoll und möglich, in das Grossraubtier-Monitoring ein.
- 3) Die Nutztierhalter ergreifen, wo möglich, geeignete Massnahmen wie Umtriebsweide, den Einsatz von Herdenschutzhunden und Zäunen zur Führung und zum Schutz der Herden, sowie Behirtung. Wo keine Herdenschutzmassnahmen ergriffen werden können, werden gemeinsam Lösungen gesucht. Grundsätzlich ist die Bestossung der Sömmerungsalpen von den Bewirtschaftern gemäss Sömmerungsbeitragsverordnung vorzunehmen.
- 4) Der Bund fördert und überwacht die Zucht und den Einsatz von tauglichen Herdenschutzhunden. Der Herdenschutz ist vom Bund rechtlich abzusichern und nachhaltig zu finanzieren.
- 5) Alle Interessengruppen anerkennen und kommunizieren sowohl die ökologische Rolle der Grossraubtiere und deren Ausbreitung, den Nutzen einer nachhaltigen Landwirtschaft und Jagd, als auch die möglichen Konflikte in der Kulturlandschaft, die mit der Rückkehr der Grossraubtiere entstehen können.
- 6) Alle Interessengruppen anerkennen regulierende Eingriffe in die Grossraubtierbestände und den Abschuss von schadenstiftenden Einzeltieren als Managementoptionen.

Grünes Licht für Strategie Biodiversität Schweiz

Am 25. April 2012 hat der Bundesrat die Strategie Biodiversität Schweiz verabschiedet. Diese soll die Erhaltung der Biodiversität in unserem Land langfristig sicherstellen. Das Eidgenössische Departement für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (UVEK) wird nun bis zum Sommer 2014 zusammen mit den betroffenen Partnern zur Konkretisierung einen Aktionsplan ausarbeiten. Die Strategie Biodiversität Schweiz nennt zehn Ziele, die bis 2020 erreicht werden müssen. Dazu gehören insbesondere die nachhaltige Nutzung der natürlichen Ressourcen durch alle betroffenen Sektoren, der Aufbau einer ökologischen Infrastruktur bestehend aus Schutz- und Vernetzungsgebieten, die Förderung der Biodiversität im Siedlungsraum und die Berücksichtigung der Biodiversität in der nationalen Wohlfahrtsmessung.

Medienmitteilung vom 25. April 2012

Bundesrat setzt revidierte Jagdverordnung in Kraft

Der Bundesrat hat am 27. Juni 2012 die Jagdverordnung revidiert. Die Verordnung erweitert insbesondere die Möglichkeiten der Regulation von Wildtieren, die grosse Schäden oder erhebliche Gefährdungen verursachen. Gleichzeitig wird der Schutz der Wildtiere vor Störungen durch Freizeitaktivitäten verbessert. Die Revision tritt am 15. Juli 2012 in Kraft (fauna•vs nimmt im nächsten **info** Stellung dazu).

Medienmitteilung vom 27. Juni 2012



Fledermaus-Netzwerk Wallis

Haben Sie Fledermäuse im oder am Haus, die Probleme bereiten? Die Spezialisten des Fledermaus-Netzwerks Wallis helfen Ihnen gerne weiter! Bei punktuellen Einsätzen übernehmen die Kantonale Dienststelle für Wald und Landschaft und das Bundesamt für Umwelt BAFU die Kosten. Grössere Expertisen, z.B. bei Renovationen, können durch ad hoc-Subventionen gedeckt werden. Kontaktadresse:

Fledermaus-Netzwerk Wallis, Naturzentrum, 3970 Salgesch, Tel. 079 540 29 59,
E-Mail: chiroptera@bluewin.ch



Bartgeier-Netzwerk Westschweiz

Das Bartgeier-Netzwerk Westschweiz hat seinen Sitz im:

Naturzentrum, 3970 Salgesch, Tel. 079 540 29 59, Fax 027 456 88 58,
E-Mail: gypaetus@bluewin.ch, Web: www.gypaete.ch



Koordinationsstelle für Amphibien- und Reptilienschutz in der Schweiz

Bei Fragen oder Problemen im Zusammenhang mit Amphibien und Reptilien des Rhonetals (Wallis, Chablais Kanton Waadt), wenden Sie sich an die Verantwortlichen von KARCH:

Amphibien: Dr. Paul Marchesi, Postfach 49, 1890 St-Maurice, Tel. 024 485 15 75, Tel. privat 024 463 46 28, pmarchesi@sunrise.ch; **Reptilien:** Julien Rombaldoni, Rte de Leytron, 1908 Riddes, Tel. 027 306 19 68, julien@rombaldoni.ch

Impressum

Das fauna•vs **info** ist das offizielle Mitteilungsblatt der Walliser Gesellschaft für Wildtierbiologie. Es dient zudem dem Bartgeier-Netzwerk Westschweiz, dem Fledermaus-Netzwerk Wallis und der KARCH Wallis als Mitteilungsblatt. Verantwortlich: Vorstand von fauna•vs. Layout: Brigitte Wolf. Die einzelnen Artikel sind signiert. Erscheint zweimal pro Jahr. Auflage: 180 Exemplare in Französisch, 120 Exemplare in Deutsch. Druck: Aebi Druck, Susten.

Ich möchte fauna•vs beitreten

- ☐ als Mitglied (CHF 50.–/Jahr)
- ☐ als Gönner (CHF 100.–/Jahr)
- ☐ Kollektivmitglied (CHF 50.–/Jahr, bitte angeben ob als ☐ Familie oder ☐ Institution
- ☐ Ich bin Student, arbeitslos oder unter 25 und bezahle 50% des normalen Preises.
- ☐ Ich habe die Dokumentation über fauna•vs schon bekommen (Programm, Statuten)
- ☐ Ich habe die Dokumentation noch nicht erhalten.

Name und Vorname: _____ ☐ männlich, ☐ weiblich

Adresse, PLZ, Ort: _____

Telefon: _____ E-Mail: _____

Evt. Institution: _____ Unterschrift: _____

Bemerkungen: _____

Adresse:

fauna•vs
Isabelle Castro
1920 Martigny
Tel. 079 862 36 58
fauna.vs@bluewin.ch
www.faunavs.ch